

Das Paradoxon vom Dichter

Zum 10. Todestag Heiner Müllers (Auszug)

Lieber Heiner, du bist nun zehn Jahre tot, und mir geht es auch nicht besonders. Aus meinem Elend blicke ich über den Atlantik zu deinem Friedhof in der Chausseestrasse und sehe dich zwischen den anderen alten Knochen in heiliger Erde. Sicher ist dort noch etwas von dir übrig und du fühlst dich gar nicht so übel als ein ewiger Knochen des Anstosses. Mit welcher Aussicht sonst hättest du selbständig diese letzte Bühne gewählt. Nun ist es aber in diesen Tagen, und nicht zuletzt in Verbindung mit deinem Jubiläum, zu einem Ereignis gekommen, das mich beunruhigt. Beim Zusammenklauben meines Besitzes, der vorwiegend aus alten Manuskripten besteht, und noch unter dem Donner des Hausvermieters, der mich wegen meiner mangelhaften Zahlungsmoral auf die Strasse gesetzt hat, fiel mir ein Schatz in die Hände, den ich seit 1995 vergessen hatte.

Damals, am 5. November, – soeben war es in Jerusalem zu einem folgenschweren Mordattentat gekommen –, hatte ich dich, sieben Wochen vor deinem Tod, zum letzten Mal gesehen. Es war im Gedränge der Kantine des Berliner Ensembles.

Unser Dialog:

Du Du siehst gut aus. (Ich wusste, dass ich schlecht aussah.)

Ich Du aber auch. Nur ein bisschen schmal im Gesicht. (Eine Beschönigung.)

Damit war alles gesagt. Aber im Weggehen hast du aus deiner Jackettasche ein kleines Bündel Manuskript gezogen und es mir in die Hand gedrückt. Ich habe es eingesteckt und mit nach Hause genommen. Dort sah ich: mit der Maschine geschrieben, ungefähr zwanzig Seiten.

Gelesen habe ich es nicht (wer verbraucht sofort ein Geschenk?), sondern weggelegt, gut weggelegt. Dann kam dein Tod, dann kamen die Monate der Feierlichkeiten, ich hatte das Manuskript irgendwann wieder in der Hand, habe es aber nicht gelesen.

Bis zu dieser Revolution meines Hausvermieters hatte ich es immer wieder gut weggelegt, noch besser weggelegt, mitgenommen auf meine Reisen, und schliesslich bis hierher übers Meer.

Als ich das Wertlose verbrannt hatte, weil ich es nicht auf der Strasse mit mir herumtragen kann, habe ich dein Manuskript endlich gelesen. Es ist nicht datiert, es ist auf einer mechanischen Schreibmaschine getippt worden, nicht in einen Computer hinein. Es ähnelt deinem Original *Wolokolamsker IV*, das du mir 1986 am Tag nach der Niederschrift gezeigt hattest. In meinem Stammcafé Callebasse, hier unten am Sac du Marin habe ich es jetzt eingescannt und für alle Zeiten gesichert. Es hat keinen eindeutig erkennbaren Titel und ich kenne es aus keiner Veröffentlichung, auch nicht durch eine Beschreibung, und ich weiss auch nicht, ob andere oder welche anderen Personen den Text haben oder kennen. Das ist mir auch egal, denn es spielt für meine Begegnung mit diesem Text keine Rolle. Das Bestürzende ist, dass ich ihn, jetzt, nachdem ich ihn zehn Jahre mit mir herumschleppe, sofort als das Beste, das Grösste und Wahnsinnigste erkenne, das ich jemals von dir gelesen habe. Auch als das Schönste.

Mit der *Hamletmaschine* hatte ich viel zu tun, einen Film gemacht, den Text auf der Bühne des Berliner Ensemble einige Zimal vorgetragen; ich habe an verschiedenen Theatern in einigen deiner Stücke so einige deiner Rollen gespielt; ich kenne einige deiner Gedichte und sonst so einiges, was du mir an Zettelchen im Laufe der Jahre zugesteckt hast; jetzt bin ich in einem neuen Zeitalter deiner Literatur angekommen, und möglicherweise dort so ziemlich allein.

Warum hast du mir diese Seiten damals hingegeben? Hast du gewusst, dass ich eines Tages in der Karibik vom Hausbesitzer an den nackten Strand geprügelt werde? Übrigens kennst du ja diese Gegend, du hast

nicht weit von hier ein paar Wochen diese Luft geatmet, Der *Auftrag* war eine Folge. Leider – oder nicht leider – gibt es von hier keinen Fahrstuhl nach Europa.

Und warum hast du mir den Text gegeben, so ein paar lumpige Wochen vor deinem Krepieren? Hast du gewusst, dass ich deiner Bitte, dich in München zu besuchen, nicht folgen werde, dass ich keine Lust haben werde, mich an der Drängelei um dein Krankenbett herum zu beteiligen? Ich habe dein Lebensende nicht sehen wollen! Dann bist du eine Woche später zum Sterben nach Berlin gekommen, hast mich für Montag um 11 Uhr in dein Intendantenbüro bestellt und bist am Freitag zuvor, kurz vor meinem Balkonauftritt im Berliner Ensemble, an deinen nackten Strand gegangen.

Ich sitze jetzt da mit deinem Text, was soll ich damit machen? Vielleicht ist er schon über alle Bühnen und durch alle Bücher gegangen, ich weiss es nicht. Es ist nicht bis zu mir gedrungen.

Hier in dieser schönen karibischen Welt, die sehr französisch ist, versuche ich zurzeit mein Leben zu retten. Das ist für dich nichts Neues, denn bisher war mein Leben immer nur dann einigermaßen gerettet, wenn du deine Hand über mir hattest. In der Chausseestrasse muss irgendwas passiert sein, denn in diesem Jahr hast du sie zurückgezogen. Zumindest scheint es so zu sein, wenn auch die merkwürdige Geometrie der Auffindung deines Manuskripts neue Spekulationen anwerfen könnte. Aber ich bin jetzt ein Strandboy geworden, der den Touristen in Badehosen das einheimische Bier hinstellt, immer mit einem Seitenblick auf meinen rostigen kleinen Fiat, der alles enthält, was ich noch besitze.

Aber weiter. Wenn ich Gelegenheit und ein wenig Trinkgeld in der Tasche habe, gehe ich in ein Internet-Café und nehme Verbindung mit Europa auf. Ich versuche meine Webseiten zu pflegen, von denen schon ein guter Teil meiner Theaterstücke abrufbar ist. Viel muss noch aus Bilddateien gescannt und bearbeitet werden. Das lyrische Werk ist überhaupt noch nicht im Internet, und die Aufarbeitung allein der letzten dreissig Jahre wird viel Zeit in Anspruch nehmen, ist beinahe unabsehbar.

Von anderem will ich gar nicht erst reden.

Aber ich arbeite daran, auch wenn ich hier auf der paradiesischen Blumeninsel als ein alterndes Rätsel eine ziemlich lächerliche Figur mache.

Der zweite Teil meiner Aktivitäten im Internet-Café betrifft den Postverkehr per E-Mail. Da ich kein eigenes Telefon und damit keinen Internetanschluss mehr habe, denn ich bin nun mittel- und obdachlos, muss ich so vorgehen. Selbstverständlich sende ich Stücktexte, vor allem neue aus dieser karibischen Zeit, an mir bekannte oder sympathische Theater, auch per E-Mail. Oder ich weise in E-Mails auf meine die Stücke enthaltenden Webseiten hin. Dort kann man lesen oder erst ausdrucken und dann lesen. Es ist nichts als freundliche, unaufdringliche Werbung, die man freiwillig annimmt. Aber ich habe noch niemals eine Antwort oder eine sonstige Reaktion erhalten, so dass ich manchmal glaube, das Internet existiert gar nicht, oder es arbeitet nur in einer Richtung.

Natürlich habe ich auf diese Weise noch nie eine Absage bekommen, und das macht mich optimistisch.

Das Verschwinden der Manuskripte im Universum

So muss ich also in Kauf nehmen – denn ich habe nicht die Mittel, nach Europa zu reisen und einige Fragen in persönlichen Gesprächen zu klären, dass meine Manuskripte, Texte und ähnliche Entäusserungen, die ich den Telefonleitungen der Welt anheimstelle, in einem Nichts verschwinden, das ich nicht definieren kann.

Selbst wenn sie an Endpunkte im Informationsnetz klopfen, z. B. elektronische Briefkästen lebendiger Personen und Organisationen oder zufällige anonyme Festplatten, erreicht mich, wie ich es erlebe, kein Rückwort: Manchmal entschliesse ich mich, streng aufzutreten und bestelle eine Lesebestätigung meiner Mail; dann bekomme ich entweder eine Benachrichtigung, dass mich das digitale Universum als Spam, also Dreck einstuft, oder ich erhalte die Lesebestätigung, und das war's dann.

Ein anderer Trick, Nachricht aus der lebendigen Welt zu erhalten, wäre – recht unkompliziert zu machen –,

in meine Webseiten Zählwerke einzubauen, die mir sagen, zwar nicht wer, aber dass und wie viele Besucher ich hatte.

Dieses Wissenwollen scheint mir aber eine Frechheit zu sein, und ich habe nicht den Mut, frech zu sein. Doch die wirkliche Wahrheit ist, dass ich fürchte, diese Zählwerke immer wieder Null anzeigen zu sehen.

Mit diesen Gedanken verbringe ich die Zeit am hellen, mit Palmen bestandenen Strand des grell türkisfarbenen karibischen Meeres. Wenn ich in den Abendstunden endlich das Display meines Laptops erkennen kann, versende ich wieder Neues in die unendlichen Weiten des Weltraums. Ohne davon abzulassen, der Unendlichkeit eine Wand zu geben: die Samtvorhänge und Portale der Bühnen aller grossen und kleinen Metropolen meiner doch nur 8.000 Kilometer entfernten Heimat. Dann kommen die Trommler an den Strand, in ihren bunten Shirts und mit den fantastischen Mützen auf den Köpfen, und perkussionieren zum Flattern meiner Finger auf der Tastatur.

Anders dein nun aufgefundenes, sensationelles – wie ich meine – Manuskript, lieber Heiner. Wir reden hier, wie du es oft selbst versucht hast anzuregen, nicht über Inhalte, nicht über Gehalt, Wert, Gedanke oder anderes Inneres, ein per Vergänglichkeit und also per definitionem Zugängliches, das früheren- oder letztenendes nicht mehr ist als Schnee im Sommer; unsere Aufmerksamkeit gilt den Facetten des Nichts. Zum Beispiel der Verpackung.

„Der Satz, der auf der anderen Seite dieser Verpackung steht, ist richtig.“

„Der Satz, der auf der anderen Seite dieser Verpackung steht, ist falsch.“

Keinem warst du je ähnlicher als diesem antiken Philosophen. Dein Griff in die Jackettasche, als dir der Tod im Gesicht stand.

Das Papier schützende Kontinuum

Also wusstest du, dass dein Manuskript, gezielt dieses, das du mir an diesem Tag zugesteckt hast, wenn du es mir gibst, jemand überantwortest, dem alle Manuskripte, die er in Händen hat, im Nichts verschwinden, also mit gezielter Absicht jemand hingibst, aus dessen Händen es den von dir gewollten Weg gehen wird – den Weg ins Nichts.

Hält man dagegen (oder rechnet man hinzu), dass alle deine Stücktexte, die du Theatern, Gruppen, Einzelpersonen, Film- und Fernseh-, und sonstigen Gesellschaften bis hin zu Verlagen gegeben hast und gibst, den banalen Weg in die Zerstörung durch Öffentlichkeit gehen, dann hast du für diese kleinen zwanzig Seiten den besten Safe aller Zeiten gefunden.

Du hast recht: die Verpackung ist der Inhalt. Das mit unzerstörbarer Materie gefüllte Schwarz des Himmels ist das Lebendige. Planeten sind Löcher im umfassenden Gehirn, ziemlich klein und unbedeutend im Vergleich zu – zum Beispiel – Manuskripten, die in diesem Zusammenhang nichts anderes sind als die unfassbar fantastische Sublimierung einer von uns alltäglichen Menschen noch kaum wahrgenommen Materie des Geistes.

Das klingt alles ein bisschen nach Zwanzigstem Jahrhundert, aber warum soll man dieses Zwanzigste Jahrhundert so eilfertig in den Müllsack werfen, haben wir doch noch nicht einmal die Politische Ökonomie des Neunzehnten Jahrhunderts zu den Akten legen können.

Unterwelt

Ich bin, Heiner, nie dein bester Freund gewesen. Ich habe dich nie bewundert, nicht vergöttert, und Neues von dir zu lesen warf mich nicht selten in bestürzende Enttäuschung. Aber ausser dir war niemand da. Und wir hatten gemeinsame Momente, witzige Augenblicke, alles um uns wegweisende Einverständnisse, um die

uns alle beneiden würden, könnten sie derartiges nachempfinden. Freundschaft, Kollegialität, Sympathie – so was war für uns nur der Staub auf der Verpackung. Also – warum hast du diese kleinen zwanzig Seiten da in der BE-Kantine nicht einfach ins Kloblecken geworfen? Ein Paralleluniversum war also so nah! Oben ist schon erwähnt, dass ich nicht weiss, ob der Text, den ich hier verhandle, anderen Personen ausser mir bekannt ist. Die Behauptung, diese Frage sei mir gleichgültig, entspricht nicht ganz der Wahrheit. Achtzehn Tage nach Heiner Müllers Tod bin ich auf einer Probe zur *Hamletmaschine* auf der Bühne des Berliner Ensembles umgekippt und in ein mehrstündiges Koma gefallen. (Diese achtzehn Tage entsprechen der Länge eines Komats, in dem ich lag, als Müller zeitgleich *Germania 3* zusammenbaute.) Ich erwachte im Virchow-Krankenhaus, wo Müller starb, auf derselben Station, und, wie mir die Krankenschwestern versicherten, im selben Zimmer. Nach dieser plötzlich umnachteten Probe also erwachte ich in Heiners Sterbebett. Logisch wäre die Welt, hätte ich im Reigen der Trauerfeierlichkeiten das mir anvertraute Manuskript ans Licht gebracht. Ein zweiter, der es kannte, war also ich selbst.

Das Leben der Archive

Am Ende der Bucht, wo die Felsen beginnen und Kakteen wuchern, habe ich, neben einer Art privater Badewanne im Lavagestein, eine gut versteckte Ecke für meine Hängematte, die mich nachts vor Sandflöhen und blind umherhuschenden Krebsen schützt. Als ich heute morgen zum bevölkerten Hauptteil des Strandes kam, war mein kleiner Fiat verschwunden.

Ich holte mir meinen Kaffee vom Bistro-Wagen, setzte mich ans Wasser und sah hinaus auf die gleichgültigen Wellen und hinüber zur Insel Santa Lucia. Alles ist verloren: der Computer, der Drucker, der Scanner, die hunderte CD-Rom's und DVD's, dazu die Kartons mit Papiermanuskripten, Fotos und Dokumenten, die das Auto bis unters Dach füllten.

Ich habe eine Hose und ein T-Shirt am Leibe und auf dem Kopf ein Basecap, und wenn ich so ins Wasser gehe und wieder herauskomme, bin ich wieder frisch und voller Mut.

Aber ich sitze seitdem auf dem selben Fleck mit meinem geliehenen Dictaphon, dessen Speicherchip gleich voll sein wird. Der Mann vom Obststand hat mir eine Ananas und ein paar Bananen gebracht, und mir geht es also gut. Es könnte mir gar nicht besser gehen, denn ich spüre plötzlich, dass ich noch nie, soweit ich mich zurückerinnern kann, bis in die Kindheit hinein, eine so geringe Last auf den Schultern hatte.

Jetzt habe ich nur noch meine Webseiten. Das Abonnement ist noch für ein paar Wochen bezahlt, dann werden sie abgeschaltet. Wohin sich dann die Bits und Bytes begeben, weiss ich nicht.

Noch einmal komme ich auf Heiner Müller zu sprechen, der nur siebenundsechzig Jahre alt wurde und die letzten Jahre in der Gewissheit seines verfrühten Ablebens verbringen musste. Schon diese ordinäre Formulierung zur Beschreibung eines der Geheimnisse der Natur weist darauf hin, dass ich zu jenen gehöre, denen schwere Schicksalsschläge helfen, schneller zu verblöden. Wer hat meinen kleinen Fiat weggenommen? Was fängt er damit an? Verscherbelt er die Verpackung und wirft das überflüssige Gepäck weg? Stösst er das Auto von der Klippe und bringt mir, was drinlag, zurück? Quetscht er sich zu allem noch mit hinein und stürzt sich und alles von der Klippe? Verkauft er erst das eine und verschenkt dann das andere?

Schreibt er das Angefangene weiter?

Ich weiss es nicht.

Seit Heiners verschwundenem/gefundenem Manuskript ist das alles unwichtig.

Es wird jetzt Abend. Könnte ich doch meinen inzwischen übervollen Speicherchip in irgendeinen Computer entleeren!

Es ist jetzt kurz nach Mitternacht. Mein Auto ist wieder da, mit aller Verpackung. Einer unserer betrunkenen

Beachboys hat eine kleine Inselrundfahrt gemacht. Er hat, wie alle hier, eine sehr weitläufige Verwandtschaft und fühlte sich aufgerufen, ausgerechnet heute alle seine Geschwister, Neffen, Tanten und Cousinen mal wieder in die Arme zu schliessen.

Fluch der Karibik

So bin ich, Heiner, von deinem Manuskript auch heute nicht befreit worden.

Jörg-Michael Koerbl, *Abwärts!*, Nummer 46/47, Januar 2023